

sagte die Marchese zu sich selber; und als sie auf dem Wege nach dem Ballsaal an ihm vorbei kam, wandte sie sich um und lächelte.

### Dreizehntes Kapitel.

Leonard und Helen mietheten sich zwei kleine Stübchen in einer engen Gasse. Die Nachbarschaft war todt genug und die Möblirung ärmlich; aber die Hauswirthin hatte ein Lächeln. Dies war vielleicht der Grund, warum Helen die Wohnung erstand, denn die Gesichter der Hausbesitzerinnen zeigen nicht immer ein Lächeln, wenn die Miethleute arm sind. Aus ihren Fenstern hatten sie die Aussicht nach einem grünen Baum, einer Ulme, die schön und hoch in dem Hof hinter dem Hause eines Zimmermanns aufgeschossen war. Dieser Baum galt statt eines zweiten Lächelns an diesem Plage. Sie sahen die Vögel unter seinem Schirm ab- und zufliegen und hörten sogar, wenn ein Wind sich erhob, das angenehme Rauschen seiner Zweige.

Leonard begab sich noch am nämlichen Abend nach Kapitän Digby's vormaliger Wohnung, konnte aber dort nichts erfahren, was ihn auf die Spur von Helen's Verwandten oder Beschützern zu leiten vermochte. Die Leute waren roh und unfreundlich und behaupteten, der Kapitän sey ihnen noch ein Pfund und siebenzehn Schillinge schuldig. Die Forderung schien jedoch sehr zweifelhaft zu seyn und wurde von Helen auf's Entschiedenste in Abrede gezogen. Am

andern Morgen machte sich Leonard auf den Weg, um Doctor Morgan aufzusuchen. Es schien ihm am Gerathensten, sich bei dem nächsten Droguisten nach der Adresse zu erkundigen; dieser war so höflich, im Wegweiser nachzusehen, und bezeichnete ihm ein Haus in Bulstrode Street, Manchester-Square, als die Wohnung des Mannes, den er suchte. Es gelang unserem jungen Freunde, die Straße aufzufinden, obschon er sich unterwegs nicht wenig wunderte über das gemeine Aussehen von London. Screwstown war seiner Ansicht nach eine viel schönere Stadt.

Ein Bedienter in schäbiger Kleidung öffnete die Thüre, und Leonard bemerkte, daß der schmale Hausgang mit Schachteln, Koffern und unterschiedlichen Geräthschaften verstellt war. Der Bediente wies ihn nach einem kleinen Zimmer mit einem sehr großen runden Tisch, auf welchem mehrere Werke über Homöopathie, Parry's cymbrischer Plutarch, Davies' Untersuchungen und eine Sonntagszeitung lagen. Das Porträt des berühmten Hahnemann, ein Kupferstich, nahm den Ehrenplatz über dem Kaminmantel ein. Einige Minuten später öffnete sich die Thüre eines inneren Zimmers, und Doctor Morgan erschien, der Leonard höflich eintreten hieß.

Der Doctor setzte sich an ein Pult, blickte hastig auf Leonard und legte dann eine große Taschenuhr auf den Tisch.

„Meine Zeit ist kurz, Sir — ich bin im Begriff, abzureisen. Und nun ich gehe, strömen mir Patienten zu. Zu spät. London wird seinen Stumpfsinn bereuen. Es darf auch!“

Der Doctor hielt majestätisch inne; da er aber auf Leonard's Gesicht nicht die erwartete Bestürzung bemerkte, so wiederholte er verdrießlich:

„Ich bin im Begriff, abzureisen; aber ich will die Symptome Eures Falls aufzeichnen und sie meinem Nachfolger hinterlassen. Hum! Haare braun; Augen — welche Farbe? Schaut in diese Richtung — blau, dunkelblau. Hem! Nervöse Constitution. Was sind die Symptome?“

„Sir,“ begann Leonard, „ein kleines Mädchen —“

Doctor Morgan (ungeduldig). — „Was, kleines Mädchen! Die Geschichte Eures Leidens geht mich nichts an — bleibt bei den Symptomen — bei den Symptomen.“

Leonard. — „Ihr seyd im Irrthum, Doctor. Ich bin nicht krank. Ein kleines Mädchen —“

Doctor Morgan. — „Schon wieder das kleine Mädchen! Ah, ich verstehe — sie also ist die Kranke. Soll ich zu ihr kommen? Sie muß mir ihren Zustand selbst beschreiben — ich kann nicht urtheilen nach Eurem Geschwäg. Ihr wollt mir sagen, sie habe die Auszehrung, eine Magenverschleimung oder sonst eine Krankheit, die es nicht gibt. Lauter allopathische Erfindungen! Die Symptome Sir, die Symptome.“

Leonard (dem es unter dem Erguß des Doctors Mühe kostet, zum Wort zu kommen). — „Ihr habt ihren armen Vater behandelt, den Kapitän Digby, als er neben Euch in der Kutsche erkrankte. Er ist todt und sein Kind eine Waise.“

Doctor Morgan (in seinem medicinischen Taschen-

buch blätternd). — „Waise? Nichts besser für Waisen, namentlich wenn sie untröstlich sind, als Aconit und Chamomilla.“ \*

Mit einiger Schwierigkeit gelang es Leonard, dem Homöopathiker Helen in Erinnerung zu bringen. Er erzählte, wie sie unter seinen Schutz gekommen, und gab an, was ihn veranlaßt hatte, den Doctor aufzusuchen.

Mr. Morgan war sehr ergriffen.

„Aber ich sehe in der That nicht ein,“ sagte er nach einer Pause, wie ich dem armen Kind helfen kann. Ich weiß nichts von ihren Verwandten. Dieser Lord Les — oder wie er heißen mag — ich bin mit keinem Londoner Lord bekannt. Ja, als ich noch ein stümperhafter Allopath war, hatte ich wohl mit Lorden zu schaffen und behandelte sie sogar. Zum Beispiel der Lord Lansmere — er hat manche Mercurialpille von mir eingenommen — Gott verzeih' mir's! Sein Sohn war klüger — er wollte nie Arznei nehmen. Ein sehr gescheidter junger Mensch, der Lord L'Estrange — nur weiß ich nicht, ob sein Herz eben so gut war, wie sein Verstand —“

„Lord L'Estrange? — Dieser Name beginnt mit Les —“

„Pah, er ist immer auf Reisen — ein Beweis von seinem Verstand. Ich bin auch im Begriff zu reisen. Kein

\* Es wird nöthig seyn, hier zu bemerken, daß die Homöopathie eben so gut Rücksicht nimmt auf unsere moralischen Affekte, wie auf unsere leiblichen Krankheiten, und gegen jede Gemüthsbewegung ein Kugelschön hat.

Spielraum für die Wissenschaft in dieser schrecklichen Stadt — nichts als Vorurtheile, Sir — nur Sinn für die barbarischsten allopathischen Schröpfereien. Ich gehe nach dem Land Hahnemanns, Sir — habe meine Kundschaft, mein Quartier und Mobiliar zu Geld gemacht und mich am Rhein angekauft. Natürliches Leben dort — die Homöopathie bedarf der Natur. Man speist um Ein Uhr, steht um Vier Uhr auf — weiß nichts von Thee und schätzt die Wissenschaft. Doch ich vergaß — mein Gott, was kann ich für die Waise thun?“

„Nun, Sir,“ sagte Leonard aufstehend, „so wird mir Gott Kraft schenken, für ihr Fortkommen zu sorgen.“

Der Doctor betrachtete den Jüngling aufmerksam.

„Und doch, junger Mann,“ sagte er mit sanfterer Stimme, „seyd Ihr Eurer eigenen Angabe zufolge für sie nur ein Fremder, oder waret es wenigstens, als Ihr es auf Euch nahmt, sie nach London zu bringen. Ihr habt ein gutes Herz — behaltet es immer. Ein gutes Herz ist sehr förderlich für die Gesundheit, Sir — das heißt, wenn es nicht übertrieben wird. Aber Ihr habt wohl Freunde in der Stadt?“

Leonard. — „Noch nicht, Sir; aber ich hoffe, mir Freunde zu gewinnen.“

Doctor. — „Der Tausend, Ihr hofft es? Und wie? — Mir ist es nicht gelungen.“

Leonard erröthete und senkte den Kopf. Er hätte sagen mögen — „Schriftsteller finden Freunde an ihren Lesern, und ich habe im Sinn, ein Autor zu werden;“

aber er fühlte, daß eine solche Antwort sich anmaßend annehmen würde, und schwieg deshalb lieber.

Der Doctor fuhr fort, mit freundlicher Theilnahme ihn auszufragen.

„Ihr sagt, Ihr seyet zu Fuß nach London gekommen; geschah dies aus Liebhaberei oder aus Sparsamkeit?“

Leonard. — „Aus beiden Gründen, Sir.“

Doctor. — „Setzt Euch wieder und laßt uns miteinander sprechen. Ich kann Euch wohl noch ein Viertelstündchen schenken und will sehen, ob ich in der Lage bin, einem von Euch Beiden zu helfen, vorausgesetzt, daß Ihr mir alle Symptome — ich wollte sagen, alle Einzelheiten mittheilt.“

Doctor Morgan schickte sich nun an, mit jener eigenthümlichen Gewandtheit, welche der Arzt durch die Erfahrung gewinnt, seine Fragen zu stellen, und hatte den jungen Menschen bald über seine Geschichte und seine Hoffnungen ausgeholt. Als aber endlich der Doctor in seiner Verwunderung über die große Einfalt, die sich hier mit einem hellen Geiste verband, unseren jungen Freund nach seinem Namen und seiner Verwandtschaft fragte und Leonard die betreffende Auskunft gab, fuhr der Homöopath plötzlich von seinem Stuhle auf.

„Leonard Fairfield?“ rief er; „der Enkel meines alten Freundes John Avenel von Lansmere? Ich muß Euch die Hand drücken. Von Mrs. Fairfield erzogen! — Ah, ich sehe jetzt — eine große, eine sehr große Familienähnlichkeit.“

Die Thränen standen dem Doctor im Auge.

„Arme Nora!“ fügte er bei.

„Nora? Ihr habt also meine Tante gekannt?“

„Eure Tante? Ach, ja — ja! Die arme Nora! Sie ist fast in meinen Armen gestorben. So jung und so schön! Es ist mir noch, als sey es gestern gewesen.“

Der Doctor fuhr mit der Hand über die Augen und verschluckte ein Kügelchen; und eh' der Jüngling wußte, was mit ihm vorging, hatte er in seinem Wohlwollen ein zweites auch diesem zwischen die bebenden Lippen geschoben.

Von der Thüre her ließ sich ein Pochen vernehmen.

„Ha, das ist mein Hauptpatient,“ rief der Doctor, der sich schnell wieder sammelte. „Ich muß ihn vorlassen. Ein chronischer Fall — vortrefflicher Patient — ein wahres Wunder, Sir — ein wahres Wunder. Verwickelt und interessant. Wenn ich ihn nur mitnehmen könnte, so wollte ich vom Himmel nicht weiter verlangen. Kommt am Montag wieder her; ich kann Euch dann vielleicht etwas sagen, was Euch selbst betrifft. Das kleine Mädchen darf nicht bei Euch bleiben — das wäre unrecht und thöricht. Ich will selbst nach ihr sehen. Laßt mir Eure Adresse da — schreibt sie auf. Ich denke, ich kenne eine Lady, die sich ihrer annehmen wird. Gott befohlen! Am nächsten Montag um zehn Uhr.“

Mit diesen Worten schob der Doctor Leonard hinaus und empfing seinen Hauptpatienten, den er so gerne nach den Ufern des Rheins mitgenommen hätte.

Leonard hatte jetzt nur noch den adelichen Herrn aufzufinden, dessen Namen von dem armen Kapitän Digby so

unbestimmt angedeutet worden war. Er nahm wieder seine Zuflucht zu dem Wegweiser und fand auch die Adresse von zwei oder drei Lorden, deren Titel in ihrer Anfangssylbe Aehnlichkeit mit der von dem Sterbenden genannten zu haben schienen. Da diese Herren ziemlich nah bei einander in der Gegend von May Fair wohnten, so machte er sich dahin auf den Weg und bot all' seinen Mutterwitz auf, um in den benachbarten Läden durch Fragen sich Auskunft zu verschaffen über das Aeußere des von ihm beargwöhnten Gentleman. Aus Rücksicht für sein ländliches Wesen erhielt er sehr höfliche und klare Antworten; aber keiner von den fraglichen Herren paßte zu Helen's Schilderung. Der Eine war alt, der Andere ungemein beleibt und der Dritte schon lange bettliegerig — von keinem aber wußte man, daß er einen großen Hund hielt. Es ist unnöthig, zu sagen, daß der Name des Lord L'Estrange nicht im Wegweiser stehen konnte, da dieser Gentleman nicht in London sesshaft war, und die Versicherung Doctor Morgan's, daß diese Person immer auf Reisen sey, hatte unglücklicherweise Leonard den Namen wieder vergessen lassen, den der Homöopath so zufällig hingeworfen. Aber Helen jammerte nicht, als ihr junger Beschützer Abends spät nach Hause kam, und ihr erzählte, wie wenig erfolgreich seine Anstrengungen gewesen waren. Die arme Kleine! Sie fühlte sich in ihrem Innern glücklich, daß sie sich nicht von ihrem neuen Bruder trennen durfte, und Leonard war gerührt, als er bemerkte, welche Mühe sie sich während seiner Abwesenheit gegeben hatte, um dem fahlen Stübchen, das er bewohnen sollte, ein

behagliches und hübsches Aussehen zu verleihen. Wie zierlich waren nicht seine wenigen Bücher und Papiere in der Nähe des Fensters, welches die Aussicht nach der Ulme bot, geordnet! Sie hatte der lächelnden Hauswirthin ein paar Extramöbelgegenstände abgeschmeichelt, namentlich einen Schreibtisch von Nußbaumholz und einige Bandstreifen, mit welchen sie die Vorhänge schmückte. Sogar die alten Strohsessel gewannen durch die Art, wie sie dieselben aufstellte, ein eigenthümlich elegantes Ansehen. Die Feen hatten der süßen Helen die Kunst verliehen, die einer Heimath zur Zierde gereicht und sogar dem dunkelsten Winkel einer Hütte oder eines Dachstübchens ein Lächeln entlockt.

Die Lippen des verwunderten Jünglings überströmten von Lob. Er küßte dankbar die erröthende Ordnerin, und sie setzten sich heiter zu ihrem spärlichen Mahl nieder. Da umwölkte sich plötzlich Leonards Gesicht, denn er erinnerte sich der Worte des Doctor Morgan: — „Das kleine Mädchen darf nicht bei Euch bleiben — das wäre unrecht und thöricht. Ich denke, ich kenne eine Lady, die sich ihrer annehmen wird.“

„Ah,“ rief Leonard bekümmert, „wie konnte ich dies vergessen!“

Und er erzählte Helen, was ihm auf dem Herzen lag. Helen erklärte Anfangs, daß sie nicht gehen wolle. Leonard, darüber erfreut, begann nun wie gewöhnlich von seinen hohen Aussichten zu sprechen, brachte hastig seine Mahlzeit zu Ende, als ob er keinen Augenblick zu verlieren habe, und setzte sich unverweilt an den Schreibtisch. Helen sah ihm traurig zu,

während er sich entzückt über seine Arbeit hinbeugte. Und als er, die leuchtenden Augen von seinem Manuskript erhebend, ausrief: „Nein, nein, Ihr sollt nicht gehen. Dies muß gelingen — wir können dann beisammen in einem hübschen Häuschen wohnen, wo wir mehr sehen, als nur einen einzigen Baum —“ da seufzte Helen und antwortete diesmal nicht: „Nein, ich will nicht gehen.“

Bald nachher schlich sie sich aus dem Stübchen, um ihr eigenes aufzusuchen. Hier kniete sie nieder, um zu beten, und ihr Gebet lautete etwa folgendermaßen: „Bewahre mich, o Gott, vor meinem eigenen selbstsüchtigen Herzen, damit ich dem, der mich beschirmt hat, nie zur Last werde.“

Der Schöpfer schaut nieder auf diese Welt, deren wunderbare Schönheit in demselben Verhältnisse sich mehr und mehr vor uns aufthut, je tiefer, abgesehen von der Poesie, die Wissenschaft in ihre Geseze eindringt — aber vielleicht bietet das ganze All' ihm keinen so schönen Anblick dar, als das reine Herz eines einfachen, liebevollen Kindes.

### Vierzehntes Kapitel.

Am anderen Morgen machte sich Leonard mit seinen kostbaren Manuskripten auf den Weg. Er war mit der modernen Literatur hinreichend vertraut, um die Namen der größeren Londoner Buchhändler zu kennen. Zu diesen lenkte er, kühn zwar, aber doch mit klopfendem Herzen, seine Schritte.